

ADJI

VON

TONI SALA

ADJI

[...]

Es ist halb acht Uhr morgens. In der Bar das gleiche Schummerlicht wie zu jeder anderen Tageszeit, ideal zum Fernsehen. An der Theke stehen in blauen Arbeitshosen und mit weiß bestäubten Schuhen Verputzer von der Baustelle nebenan. Adji setzt sich an den Tresen, und Mamadú macht ihm wortlos einen Espresso mit Milch. Mamadú ist Adjis Mitbewohner. Er steht ganz allein hinter dem Tresen.

„Wenn ich meinen Wochenlohn bekomme, rufe ich sie an“, sagt Adji, als er seinen Kaffee ausgetrunken hat. Vor neun Monaten hat er in Gambia seine zweite Frau geheiratet, und er wartet nun auf die Nachricht, ob er wieder Vater geworden ist.

„Ah!“, lacht der andere. „Deshalb kommen heute deine Freunde aus Vic, was? Zum Feiern!“

Adji radelt zu seinem Acker. Es sind schon einige Schwarze auf den Feldern. Man hört Sprachen, die Adji nicht identifizieren kann. Ein Stück weiter, hinter den Feldern, verläuft parallel zum Weg die Nationalstraße [...]

Normalerweise kommt der Chef nicht so früh, und schon gar nicht an einem Samstag, aber heute ist der Lieferwagen bereits da. Vielleicht ist er früher gekommen, um die Felder zu spritzen, denn jetzt, wo sich kein Lüftchen regt, ist genau der richtige Zeitpunkt. Allerdings wäre es das erste Mal, dass Adji eine Insektenplage nicht bemerkt hätte. Er biegt in den Weg ein, der geradewegs zum Schuppen führt. Der Chef erwartet ihn in der Hocke. Er richtet seinen Fotoapparat auf ihn, stellt das Objektiv ein und macht ein paar Fotos. Ein Weißer, Anfang fünfzig, in Jeans und kurzärmeligem Hemd, seine zu einem Zopf zusammengebundenen grauen Haare reichen ihm bis zur Taille. Seit Neuestem interessiert er sich fürs Fotografieren.

„Geh zum Camí del Mig zurück und komm noch mal auf mich zu“, sagt er auf spanisch.

Als der Vater des Chefs noch lebte, hatte auf den Feldern alles seine Ordnung: Sich immer tiefer über den Boden beugen, bis aus dem Körper ein Haken geworden war, der das Bücken überflüssig machte. Hätte er männliche Nachkommen, würde er den Weg seines Vaters weitergehen. Ein Mann schlägt eine Brücke von seinem Vater zum Sohn, damit der die Arbeit fortführt. Das ist hier nicht anders als in Gambia. Aber die Weißen haben kaum Kinder. Der Chef hat es nach drei Töchtern nicht weiter versucht.

„Ihr macht es richtig“, hat er ihm einmal gesagt. „Ihr fahrt nach Hause, nehmt die angenehme Seite der Sache mit, kommt zurück und um die Kinder kümmern sich andere.“

Einen Monat nach dem Tod des Vaters hatte Adji eine Staffelei im Schuppen entdeckt. Am Abend, wenn die Arbeiter auf ihre Fahrräder stiegen, stellte der Chef die Staffelei an den Wegesrand und malte, bis es dunkel wurde.

Adji hatte Verständnis dafür. Der Chef wollte sich die Verwurzelung der vorausgehenden Generationen mit diesem Grund und Bodenermalen. Ohne Söhne konnte das Bild aber nicht gelingen. Der Vater hatte es mit ins Grab genommen. Auf der Leinwand sah man nur ein paar nicht zu deutende Kleckse.

Mit oder ohne Söhne, die Stadterweiterung würde sowieso diese Felder verschlingen. Die Weißen hören nicht auf zu bauen. Bauern aus der Gegend um Barcelona, die ihre Felder verkauft haben, kommen nun hierher auf der Suche nach Ackerland. Sie fahren im Lieferwagen vorbei, fragen nach dem Chef und tragen ihr Anliegen vor; so als könnten sie nicht sehen, dass irgendwann auch die Felder des Alt-Maresme mit Häusern zugebaut werden. Die Städte wachsen zusammen. Mit etwas Glück ist Adji dann wieder in seiner Heimat.

Ende Mai ist der Frühling vorbei. Die Landschaft wird milchig, und alles steht kurz vor der sommerlichen Zersetzung.

Der Chef läuft zu einem Feld weiter unten, um einen Bewässerungskanal zu öffnen. Adji grüßt die anderen vier Afrikaner und macht sich an die Arbeit: Eine schwarze Plastikplane muss entfernt werden.

Alte Strommasten aus Holz zeichnen stumme Notenlinien einer vergangenen Zeit auf die Felder. Zwischen Adji und dem Boden entwickelt sich jeden Tag ein ruhiger, schweigender Kampf. Mit den Füßen in einer Moosschicht aus Salatköpfen verflüchtigt sich Raum und Zeit. Genau wie zehn Jahre zuvor in Gambia. Der Boden trägt Früchte, und die Menschen ernten sie.

Salat- und Kohlköpfe krallen sich im Boden fest, die Finger voller Sand. Wenn Adji einen Kohl mit dem Messer köpft, tropft ein duftendes mineralisches Wasser heraus.

Die Pflanzen möchten so viel wie möglich von sich in die Erde geben, denn genau wie der Chef wollen sie alle etwas von sich zurücklassen. Im Winter, wenn Adji nach Gambia fährt, lässt er auch dort, was er kann.

Heute wird er Nachricht aus seiner Heimat erhalten.

Der Morgen näht auf Adjis Haut ein Gewand aus vielen übereinanderliegenden Schichten. Um acht brennt die Sonne noch nicht. Gegen zehn werden Sonne und Schweiß ihn in ein nasses

Seidenhemd kleiden, das langsam auf seiner Haut trocknet und sich in einen Keramikpanzer verwandelt.

Gegen Mittag wird der Dunst dichter, der Wind schwächt sich ab, und die Luft heizt sich auf wie eine stehende Pfütze. Die Müdigkeit der letzten Stunden, die langsamer werdenden Bewegungen und ein weiterer Schweißausbruch machen aus dem Panzer einen eingelaufenen Wollpullover. Und dann ist Feierabend, denn samstags wird nur vormittags gearbeitet.

Adji und seine Kumpel stapeln das Gemüse aufeinander, für den Abtransport mit dem LKW. Einzelne Tropfen rinnen ihm Schläfe und Wange hinunter wie ein Reißverschluss, der ein Kleid öffnet. Der Schweiß hinterlässt eine glänzende Spur, gesäumt von zwei parallelen mineralischen Linien, die Haut durchlässig. Das Rinnsal zeichnet die genaue Form jedes Muskels nach. Die nasse Haut atmet das raue Salz und den erdigen Geruch. Der Nachgeschmack des Gemüses mischt sich mit der aggressiven Schwere des Benzins und dem trockenen Dampf von der Straße. Der ganze Adji hat sich nach außen geöffnet, seine Haut ist umgestülpt, in Landschaft verwandelt. Das Fleisch ist außen, Adjis Haut sind die weißen Mauern der Kapelle und das Hügelgrün, er ist der Berg Montagut und die Ebene, das Meer, die Stadt und die Nationalstraße.

Mittags kommt der Boss mit dem Lieferwagen zurück. Er war auf der Bank und bringt für jeden einen Umschlag mit dem Wochenlohn.

Die Sonne prallt gegen die Fensterscheiben, die Tische, an denen normalerweise Tee getrunken wird, sind leer und die Computerplätze und die Telefonzellen unbesetzt. Zu dieser Stunde am Mittag ist nie jemand im Internet-Tele-Café.

Der Besitzer des Cafés sitzt hinter seiner Theke und grüßt Adji mit einer Kopfbewegung. Er hat das markante Aussehen der Marokkaner, fein und entschieden zugleich, so wie die kurzgeschorenen dunklen Haare, die die erdfarbene Stirn umrahmen. Er ist dünn, knochig, ein Kleiderständer mit einer neuen Jacke und einem karierten, sorgfältig gebügelten Hemd.

Adji betritt eine Telefonzelle und wählt. Während das Telefon in Gambia läutet, holt er aus der Innentasche den Wochenlohn und zählt sein Geld.

Seine Frau wird ans Telefon gerufen. Sie nimmt lachend den Hörer. Der Säugling ist drei Tage alt. Es ist, als könne er sehen, wie sie ihn auf dem Rücken trägt. Dort in seiner Heimat schreit Adjis Sohn aus vollem Hals.

Adji nimmt einen der Zwanzig-Euro-Scheine in die linke Hand und faltet ihn viermal zusammen. Mit der rechten hält er den Hörer. Er steckt sich den Schein in die hintere Hosentasche. Seine Frau redet nicht, damit er seinen Sohn gut schreien hört. Adji schiebt den Schein tiefer, so dass man ihn nicht sehen kann.

Mamadú hat keine festen Öffnungszeiten. Wenn die Bar nicht so gut besucht ist, geht er nach oben und legt sich hin.

Adji radelt so schnell er kann mit der guten Nachricht nach Hause. Er nimmt einige Einbahnstraßen in Gegenrichtung und schlängelt sich zwischen den parkenden und den wenigen fahrenden Autos durch, die um die Mittagszeit unterwegs sind. En passant grüßt er die auf dem Gehweg vorbeirennenden Kinder einer Bekannten. Alle fünf lachen. Dann überholt er einen Trauerzug, an dessen Spitze der lange schwarze, mit Kränzen geschmückte Leichenwagen fährt.

Adji trägt das Fahrrad auf den Treppenabsatz und schließt es neben den anderen an das Treppengeländer. Danach schaltet er das Licht an, steigt die abgetretenen Stufen bis zum vierten Stock hoch, öffnet die Tür, hört seinen Mitbewohner schnarchen und nun, als er den Schlüssel wieder in die Jackeninnentasche stecken will, fällt ihm auf, dass etwas fehlt. Er tastet das Innere der Jacke ab und spürt das Päckchen Marlboro. Dann greift er in die Innentasche. Wie immer sind dort Feuerzeug und das Foto seiner beiden Mädchen, aber der Umschlag mit dem Wochenlohn fehlt.

Er schlägt die Tür hinter sich zu und rennt die Treppe hinunter. Schließt das Fahrrad auf, schiebt es auf die Straße und tritt in die Pedale. Hinter ihm geht im Treppenhaus das Licht aus.

„Saddam“, sagt Adji und legt seine Hände auf die Theke, damit man sieht, wie deprimiert er ist. „Ich habe einen Umschlag in der Telefonzelle liegen gelassen ... Mit meinem Geld ...“

Adji senkt den Blick. Es ist unwahrscheinlich, dass der Marokkaner einen Kunden erwisch hat, denn Adji weiß, dass nach ihm keiner mehr in der Kabine war. Man braucht schon einen guten Grund, um um diese Uhrzeit zu telefonieren. Das Café war leer, als er gegangen ist, und jetzt, kaum zehn Minuten später, ist es immer noch leer.

„Lass uns mal nachsehen“, antwortet der Marokkaner, als er hinter der Theke vorkommt. Er irrt sich nicht in der Telefonzelle.

Adji schüttelt den Kopf.

„Hab verstanden, lass gut sein“, murmelt er, bevor der andere die Tür öffnen kann.

Beim Verlassen des Internet-Tele-Cafés hört er Saddam hinter sich sagen:

„Vielleicht hast du es auf dem Weg verloren. Sag Mamadú, er schuldet mir noch ...“

Mamadú schnarcht noch. Der Kühlschrank schnarcht auch. Adji kippt eine Dose Thunfisch auf einen Teller und trägt ihn ins Esszimmer. Die Wohnung geht nicht auf den Platz hinaus. Durch das Fenster sieht man auf die Fassaden der anderen Straßenseite. Er schaltet den Fernseher ein, aber er hört nur den Ton, denn draußen ist es zu hell, um auf dem Bildschirm etwas zu erkennen.

Adji versucht, zu allen offen und freundlich zu sein und nicht nur mit den Gambianern zusammenzuglücken. Nach dem Telefongespräch, beim Bezahlen, hat Saddam ihm zur Geburt seines Sohnes gratuliert. Beide haben sie gelächelt. Aber der Marokkaner hat nicht wegen des Nachwuchses gelächelt. Er hatte sicher schon den Umschlag gesehen. Saddam hat Glück im Leben, alle sagen das. Er hatte als Kellner in Bars und Hotels angefangen; im Sommer am Meer und im Winter in den Pyrenäen. Danach fand er in einer Bar hier in der Gegend eine feste Arbeit, ähnlich wie Mamadú. Doch sonst haben sein Mitbewohner und der Marokkaner nichts Gemeinsames. Saddam hat eine Frau geheiratet, die oft in die Bar kam, eine Weiße, und jetzt hat er das bestgehende Internet-Tele-Café in der Stadt.

Adji läuft wieder die Treppe hinunter. Schließt sein Fahrrad auf. Es ist Samstag, und heute werden seine Freunde aus Vic kommen. Er kann jetzt sowieso nichts mehr machen. Auf dem Platz vor dem Haus setzt er sich auf eine Bank, das Fahrrad neben sich. Wie an eine Neuigkeit, die er vergessen hat, weil sie zu neu ist, erinnert er sich wieder an seinen Sohn. Der Marokkaner aus dem Internet-Tele-Café hat auch ein Kind, mit der Weißen zusammen, auch einen Sohn.

Adji zündet sich eine Marlboro an. Vor seiner Hochzeit hat Saddam auch geraucht. Man sagt, er habe geraucht, getrunken und alles gegessen, sei nie in der Moschee gewesen, habe auch nicht gefastet, und schließlich hat er eine Weiße geheiratet, die ihm zuliebe zum Islam übergetreten ist, und nun sind sie ein strenggläubiges Paar. Adji ist den umgekehrten Weg gegangen. Als er nach Europa kam, rauchte er nicht und hatte noch nie einen Tropfen Alkohol getrunken.

Die Nationalstraße trennt die Stadt von den Neubausiedlungen, die sie immer größer werden lassen: Häuser am Berg mit Meerblick. Heute ist wenig Verkehr, so dass er nicht lange warten muss, bis er die Straße überqueren kann.

In der Siedlung ist kein Auto unterwegs. Es ist zu heiß für die Weißen um diese Zeit. Mit der Mütze auf dem Kopf schiebt er das Fahrrad den Berg hoch. Ab und zu kommt ein Hund heraus und bellt ihn an.

Die Autos stehen vor dem Gartentor. Jedes Haus hat sein Auto oder seine beiden Autos, aber die Autos sagen nicht viel: Ein Mercedesbesitzer kann seinen Garten voller Unkraut haben, ohne dass es ihn stört, oder er kann genauso gut einen Gärtner mit der Pflege seines Gartens beauftragt haben.

Adji reckt seinen Kopf über die Gartenmauer, um zu sehen, wie der Garten aussieht. Das Problem wird sein, um diese Uhrzeit jemanden zu finden, der keinen Mittagsschlaf macht. Nach dem Mittagessen am Samstag verdauen die Weißen auf dem Sofa, eingenickt vor laufendem Fernseher. Sicher ist heute Morgen schon ein ganzes Heer Morenos, wie die Schwarzen hier genannt werden, durch die Straßen gezogen. Jeder mit seinem Fahrrad. Es vergeht kein Tag, ohne dass der eine oder der andere hier nach Arbeit fragt.

Bei den Weißen weiß man nie, woran man ist. Zu dir sagen sie nein, doch dann werden sie träge, überlegen es sich anders, und nach einer halben Stunde drücken sie dem erstbesten vorbeilaufenden Moreno die Harke in die Hand. Manchmal aus schlechtem Gewissen.

Gartenmauern aus Stein – eingegrenztes Eigentum - zwischen den Pfeilern eine Zypressenhecke. Je neuer, desto luxuriöser die Häuser. In dieser Siedlung gibt es von allem etwas. Häuser, die schon um die fünfzig Jahre alt sind, einige mit Rissen, die Farbe durch die starke Sonneneinstrahlung abgeblättert. Hier wohnen die Alten. Die Häuser der Jungen – man kann sie auch an den neuen Autos erkennen – sind anders; einige mit Flachdächern und Schwimmbad, und in den Gärten, wirklich in allen Gärten, steht irgendwo eine Palme mit einem Stamm, der nicht höher als ein Meter ist.

Man hört einen Rasenmäher. Das ist ein gutes Zeichen. Adji setzt seine Mütze ab, steckt sie in seine Hosentasche hinten und schiebt sein Fahrrad weiter den Berg hinauf dem Geräusch entgegen. Ende Mai ist die Zeit, den Garten in Ordnung zu bringen und das Haus für die Sommerferien fertig zu machen. Manche kommen am Wochenende aus Barcelona, nur um das Haus aufzuräumen. Die Mülltonnen füllen sich mit Baumschnitt, trockenem Gras und Möbeln, die man noch gebrauchen könnte.

In einem Garten lehnt ein Fahrrad wie das seine an der Mauer. Ein Schwarzer harkt in der Hocke. Als er die Kette an Adjis Fahrrad hört, hebt er den Kopf. Sechzehn, siebzehn. Er hat ihn noch nie gesehen. Offenbar Kameruner. Der Junge senkt den Blick und harkt weiter. Am Ende der Straße keucht ein alter Mann im Garten eines kleineren Hauses hinter dem Rasenmäher her. Er trägt ausgebleichte blaue Bermudas, aber kein Hemd. Auf der schweißübersströmten krebsroten Haut ein paar Büschel weißer Haare, fast keine mehr auf

dem Kopf. Er hat Adji nicht bemerkt. Adji klingelt, aber der Rasenmäher ist so laut, dass der Alte es nicht hört.

Der Rechen lehnt am Garagentor neben einem schwarzen Plastikkorb voll mit Grasschnitt. Der Mann läuft weiter hinter seinem Rasenmäher her und hört die Klingel nicht. Adji klingelt noch einmal.

Die Haustür öffnet sich, eine alte Frau mit einer geblühten Schürze tritt heraus und schüttelt den Kopf.

Der Rasenmäher stoppt.

„Arbeit?“, fragt Adji.

„Arbeiten kannst du da, wo du herkommst“, antwortet der Alte mit hochrotem Kopf und geschwollenen Adern an den Schläfen. Er streicht mit dem Handrücken über seine Stirn und zieht an der Schnur. Der Rasenmäher rattert wieder los.

Hinten im Garten sieht Adji eine Rohrkonstruktion: ein Gemüsebeet.

Der Regen der vergangenen Woche lässt das Unkraut wuchern. Es gibt Gärten, in denen den ganzen Winter über nichts gemacht worden ist. In den Gärten der Häuser ohne Werbetafeln am Balkon, Häusern mit offenen Rollläden, wachsen Rasen und Unkraut nach Lust und Laune.

Adji fragt in den Häusern mit ungepflegten Gärten nach Arbeit. Die Eigentümer antworten mit schläfriger Stimme über die Sprechanlage.

Fünf Straßen weiter oben lässt ihn eine etwa vierzigjährige Frau in den Garten.

„Schaffst du ein bisschen Ordnung und rupfst Unkraut?“

Adji antwortet mit einem Lächeln. Wenn er spanisch redet, versteht manchmal nicht einmal sein Chef, was er sagt. Ein Lächeln dieser dicken, aufgeworfenen Lippen verstehen die Weißen hingegen perfekt.

Er macht sich ans Werk. Die Frau ist ins Haus zurückgegangen. Der Garten ist nicht groß. Unkraut schießt schneller als die anderen Pflanzen in die Höhe und, so unansehnlich und zerzaust wie es ist, verrät es sich selbst. Auf dem Feld lässt man es gar nicht erst wachsen. Er zieht es heraus und lässt es erstmal auf dem Boden liegen, er kann es später immer noch aufsammeln. Er muss zusehen, dass die Arbeit möglichst lange dauert, gleichzeitig aber so tun als würde er arbeiten. Für heute Abend braucht er Geld und etwas für Anfang nächster Woche. Es bringt nichts, wenn er vor acht Uhr fertig ist.

Er kann keinen Moment innehalten, denn die Frau beobachtet ihn bei der Arbeit. Sie hat sich auf der anderen Seite des Fensters im Wohnzimmer in einen Sessel gesetzt. Wahrscheinlich hat sie nichts zu tun. Schaut er hoch, wendet sie ihren Blick nicht ab.

Der Nachmittag plätschert vor sich hin. Er versucht, nicht an seinen verlorenen Lohn zu denken. Sein schreiender Sohn kommt ihm in den Sinn. Besser hier arbeiten als in Gambia mit dem Kind dahinvegetieren. Wenn sein Sohn groß ist, wird er es ihm erklären.

Die Sonne wird schwächer, man hört ein Auto. Die Frau sitzt bewegungslos im Sessel.

Der Lärm von der Nationalstraße unten am Hügel schwillt an. Ab und zu dringt der klagende Ton der Sirene eines Krankenwagens oder eines Polizeiautos herauf.

„Senyora!“, dröhnt es aus dem Megafon eines Lieferwagens, der durch die Siedlung fährt.

„Jetzt ist Zeit für einen Matratzenwechsel! Fabrikpreise ...! Alles neu macht der Mai!

Nirgendwo sonst bekommen sie so billige Matratzen ...!“

Er könnte dem Lärm der marktschreierischen Werbung aus dem Lieferwagen folgend einen Plan mit den Straßen der Siedlung zeichnen.

„Möchtest du Wasser?“, fragt ihn jemand. Die Frau steht vor ihm mit einer noch verschlossenen Flasche. „Nimm.“

Sie selbst öffnet die Flasche. Adji hebt die Flasche und trinkt sie zur Hälfte aus. Er reicht sie der Frau. Sie trinkt und gibt sie ihm noch einmal. Adji leert sie ganz.

„Möchtest du mehr?“

Er schüttelt den Kopf.

Später sieht er sie wieder zwischen seinen Beinen hindurch auf der anderen Seite des Fensters sitzen. Sie trägt einen ärmellosen Kittel. Wahrscheinlich wird sie den Nachmittag im Sessel verbringen. Wo mag ihr Mann sein? Weiße Wolken spiegeln sich in der Scheibe.

„Wie heißt du?“, hat sie ihn gefragt.

„Adjji“, hat er, wie immer lächelnd, geantwortet und mit dem Kopf genickt.

Sie hat ihren Namen nicht genannt, sondern gefragt:

„Woher kommst du?“

Der Marokkaner vom Internet-Tele-Café hat eine Weiße geheiratet. Weiß, blond und Christin.

Deshalb sieht er immer so elegant aus, mit der dunklen Jacke und einem sauberen, gebügelten Hemd. Er kam vor ungefähr fünfzehn Jahren an, hatte Verwandte hier. Wie alle anderen arbeitete er zuerst in Cafés und Bars, bis er eines Tages mit der Frau anbandelte

Dann hat er sie geheiratet und zwei Jahre später auch noch zum Islam überredet, sie, eine Christin, und nun ist er schon fast ein Europäer, ein eleganter Europäer, der dreimal am Tag in die Moschee geht, ein gutes Auto hat und einen fast weißen Sohn. Adji hat auch einen Sohn, der ist kohlrabenschwarz, und er hat ihn noch nie gesehen, und auch er kennt eine Weiße, Lourd, aber Lourd ist etwas anderes. Es gibt Leute, die haben einfach Glück, die bekommen ihr Geld einfach so, in einem Umschlag.

Wenn er eine Weiße heiraten könnte, was würde er dann mit seiner Familie in Gambia machen? Manche verlassen ihre afrikanische Familie für eine Weiße, verschwinden zehn, zwanzig Jahre nach Europa, sparen alles, und danach lassen sie die Weiße sitzen, nehmen mit, was sie können, und gehen zurück in ihre Heimat. Niemand folgt ihnen dahin. Sie kehren

eines Tages in ihr Dorf zurück, suchen ihre Frauen und Kinder ... Aber dann sind die Kinder schon groß, vielleicht sind sie schon übers Meer nach Europa, mit einer Hand in jeder Tasche, haben versucht, auf die Kanarischen Inseln überzusetzen, wie diese Leichen täglich im Fernsehen, die am Strand eingesammelt oder aus dem Meer gefischt werden.

Ein Drachenflieger segelt langsam der Linie des Berges folgend abwärts. Der Himmel ist überall derselbe. Adji bückt sich wieder, rupft weiter Unkraut und erinnert sich, wie er früher Erdnüsse geerntet hat. Nun erntet er Kohl, Salat und Kartoffeln. Adji arbeitete schon auf dem Feld, da war er noch keine fünf. Der Himmel ist überall derselbe und die Erde auch.

Wenn du einmal von zu Hause fortgezogen bist und in einem anderen Land ankommst, um dort zu bleiben, ist es völlig unerheblich, welches Land es ist. Deine Verwandten, deine Frauen, alle in Afrika glauben, dass Europa weit weg ist. Aber das stimmt nicht. Wenn du einmal fortgegangen bist, ist Mali genauso fremd wie Guinea oder Madagaskar; Europa genauso weit wie Afrika, Asien oder Amerika; wenn du einmal von zu Hause fortgezogen bist und deine Familie zurückgelassen hast, ist alles gleich weit oder gleich nah.

In der Jackentasche auf dem Fahrradsattel klingelt sein Handy. Das bedeutet, dass sich seine Freunde aus Vic nun auf den Weg gemacht haben.

„Wir sind in etwa einer Stunde da“, teilen sie ihm mit.

Er schaut auf die Uhr. Mamadú ist inzwischen sicher wach.

„Ich arbeite gerade“, antwortet er. „Mir wurde der Wochenlohn geklaut.“

Im Hintergrund hört er die Musik im Auto. Musiker aus Mali, Kamerun, Senegal. Manchmal nehmen sie Kassetten auf.

„Und Joel?“

„Ein Junge“, antwortet Adji.

Das Fahrrad bringt ihn in die Stadt zurück. Die Dame des Hauses hat ihm einen Zwanzig-Euro-Schein gegeben. Andere Male hatte er mehr Glück.

Bevor sie das Gartentor geöffnet hat, sagte sie zu ihm. „Wenn du wiederkommen willst, habe ich noch mehr Arbeit für dich. Ich heiße Mireia.“

Da er den schwarzen Ibiza seiner Freunde nicht auf dem Platz sieht, setzt er sich auf eine Bank und raucht die zweite Marlboro an diesem Tag.

Der Platz ist voller Kinder und Mütter mit Kinderwagen. Jetzt, wo die Sonne nicht mehr so intensiv ist, kommen die Leute aus ihren Häusern und genießen die abendliche Frische. Bald

ist es dunkel. Und überall spielen Kinder, Kinder zwischen sechs und zwölf, schwarze, weiße, arabische, alle durcheinander. Als er hier ankam, waren die Kinder auf dem Platz noch weiß. Ein paar spielen Ball, andere rennen um ein weißes Mädchen herum. Das Mädchen pustet durch einen gezackten Ring. Eine Wolke Seifenblasen steigt auf, die Kinder laufen hinterher. Ein schwarzes Kind stellt sich vor das Mädchen, es bläst ihm die Seifenblasen ins Gesicht. Adji kennt die Mütter der schwarzen Kinder. Es gibt nichts Schöneres als schwarze breithüftige Frauen und ihre Kinder, mit glänzender Haut, weißen Augen mit schwarzen Pupillen, aufgeworfenen Lippen, blanken wie Perlen aufgereihten Zähnen, in leuchtenden, weiten, bunten Kleidern. Die Weißen hier aus der Gegend sehen immer grau aus; die Afrikaner sind zwar ärmer, aber sehen Sie sich mal diese Senegalesin an, die gerade mit ihrem Kinderwagen vorbeispaziert und von Kindern umringt ist, in ihrem roten Kleid und mit Zöpfen schwärzer als ihre Haut, vergleichen Sie sie mal mit irgendeiner Weißen in diesem Stadtteil.

„Hallo Onkel! Spielst du mit?“ ruft ein Kind mit dem Fuß am Ball. „Los, auf komm!“

Und das weiße Mädchen pustet noch einmal eine Seifenblasenwolke in die Luft.

Die Wohnungen gehen zum Platz hinaus. Mütter und Großmütter passen vom Balkon aus auf die Kinder auf, zwischen auf der Leine hängender Wäsche, hinter einem Geländer mit senkrechten Stangen. Die kleinen Balkone gleichen Käfigen mit Vögeln: Zwei Frauen haben Stühle auf den Balkon gestellt und plaudern einander gegenüber sitzend; ein muskulöser Schwarzer ohne Hemd hängt Wäsche ab; ein Alter beugt sich über das Geländer auf den Platz; ab und zu streckt eine Mutter die Nase aus der Balkontür und wirft einen Blick auf ihre Kinder.

Der Junge schießt den Ball in die Luft.

„Ein Auto!“, ruft das Mädchen mit den Seifenblasen. „Rennt nicht so herum! Rennt niiiiicht so herum!“

Ein marokkanisches Pärchen, das ebenfalls am Platz wohnt, kommt vorbei, sie in einem bläulich-beigen Gewand und mit Kopftuch, er trägt ein gebügeltes Jackett, in der Hand einen Motorradhelm. Sie haben einen Laden auf dem Platz, einen Laden ohne irgendein Schild, das Schaufenster voller Kartons mit kleinen Kühlschränken, billigen Fernsehern, zwanzig Jahre alten Armbanduhren, Bettvorlegern, Geschirr aus chinesischem Porzellan und alle Arten von Teekannen und Elektrogeräten. Ihr dicklicher Sohn steht hinter der Ladentheke. Direkt neben dem Laden ist die Moschee mit einer Milchglastür und einem Zettel, auf dem auf arabisch und spanisch steht: „Bitte das Handy ausschalten!“

Adji hört eine Musik, die er kennt. Sie beginnt sehr rhythmisch, und dann setzt die Melodie ein. Reifen quietschen auf dem Asphalt, und alle beugen sich über die Balkongeländer, um zu sehen, was da los ist: der alte Ibiza seiner Freunde. Sie fahren mit offenem Fenster, die Musik dröhnt über den Platz und in die von ihm abzweigenden Straßen hinein. Seine drei schwarzen Freunde im Auto gleichen drei Schatten.

„Ich suche dich schon seit einer Stunde!“, schrie der Chef, als sie zum ersten Mal den Lieferwagen beladen haben. Adji wartete in der Kabine auf ihn; er wusste nicht, dass der Weiße ihn nicht sehen konnte, ihn, einen Schwarzen im Lieferwagen. Als sie Adji auf der Bank sitzen sehen, lächeln die drei Schatten ihn an. Erst steigt der eine aus, dann der andere, der Fahrer sucht noch einen Parkplatz. Adji steht auf, geht auf sie zu, sie umarmen sich, geben sich die Hand. Musa hat eine ähnlich kräftige und feste Hand wie er, denn auch er arbeitet auf dem Feld. „Herzlichen Glückwunsch“, sagt er zu ihm. „Wie heißt er?“

Ein paar Minuten später sitzen alle vier um den Tisch im Wohnzimmer zusammen mit Mamadú.

„Du hast geschnarcht“, sagt Adji zu ihm.

Die drei Freunde haben etwas zum Abendessen mitgebracht, einer werkelt in der Küche.

„Man hat dir deinen Lohn geklaut?“, beginnt Edum.

„Ich habe den Umschlag mit dem Geld im Internet-Tele-Café in der Telefonzelle vergessen.“

„Wann?“

Zuerst überlegt er, ob er es überhaupt sagen soll, aber er hat einen Schuldigen, und das entlastet ihn von seinem Fehler.

„Um die Mittagszeit ... Ich bin sofort zurückgefahren, aber der Marokkaner hat mir nicht sagen wollen, ob nach mir noch jemand in der Telefonzelle war.“

Die anderen hören nicht zu. Sie haben den Fernseher eingeschaltet. Es läuft ein Tanzprogramm, sie starren die tanzenden weißen Frauen an und geben lachend ihre Kommentare ab. Auf manchen Balkonen stehen Satellitenschüssel, sie aber müssen sich mit dem spanischen Fernsehen zufrieden geben. Während des Angriffs auf den Irak haben sie das Programm gewechselt, wenn die Nachrichten kamen.

„Sie werden es sich teilen“, sagt Edum.

„Da war niemand mehr nach mir“, antwortet Adji.

„Woher willst du das wissen?“

„Weil er nachgeschaut hat, ob das Geld noch in der Telefonzelle liegt. Er hätte gewusst, wenn noch jemand hineingegangen wäre.“

„Er hat so getan als ob?“

„Er ist Marokkaner. Er glaubt, wir Schwarzen sind blöd.“

„Wie viele Kabinen gibt es?“

„Neun oder zehn.“

„Man kann ganz schnell von einer in die andere wechseln.“

„Um diese Uhrzeit ist da nie jemand.“

„Das Schwein“, sagt Mamadú. „Den kennt doch jeder.“
„Und was hat er dir gesagt?“
„Dass Mamadú ihm ich weiß nicht was schuldet. Ich bin dann weggegangen. Ihr müsstet ihn sehen. Ein typischer Marokkaner.“
„Er hat eine Christin geheiratet“, sagt Mamadú.
„Nein ...“, sagt Mohammed kopfschüttelnd.
„Eine Weiße ... Völlig anders als die aus dem Cosmopolia.“
„Und dann klaut er dir auch noch den Lohn?“
„Er hat ein Kind, das er ernähren muss.“
„Von der Christin?“
„Sie ist keine Christin mehr. Sie ist zum Islam konvertiert.“
„Ach was ...“, sagt er lächelnd. „Und sehen wir ihn heute Abend?“
„Glaube ich nicht“, sagt Adjí. „Er fühlt sich sehr wohl zu Hause.“
„Wir werden aber ein Haufen besoffener Weißer treffen.“

Als Mamadú nach unten in die Bar geht, holt Adjí eine Tüte mit Bierflaschen aus seinem Schrank. Er wirft Eiswürfel in die Gläser und schenkt ein. In Gegenwart von Mamadú ist Alkohol verboten.

„Aber er arbeitet doch in einer Bar“, lacht Mohammed.
„Arbeit ist Arbeit“, antwortet Adjí und denkt, vielleicht muss man nicht unbedingt trinken, um glücklich zu sein, aber um in Stimmung zu bleiben schon.
„Was für eine Gemeinheit, Adjí“, sagt Mohammed. „Und das ausgerechnet heute.“
„Ausgerechnet heute“, wiederholt Adjí. „Aber ich muss euch etwas erzählen. Ich habe eine Weiße kennengelernt.“
„Noch eine Weiße?“

Die letzte Touristenwelle – Massentourismus vor allem aus dem Osten – erreichte diese Küstenstädtchen wie eine Sturmflut, die in wenigen Jahren die letzten Felder direkt am Meer weggerissen hat. Die Flut hat ein Geschwür von kubischen Bauten hinterlassen, alle gleich hoch, alle weiß und immer noch im Bau; die hohlen Zähne, die die überzähligen Touristen der Costa Brava in sich aufnehmen.

Die Tourismusindustrie ist noch nicht in die Stadt vorgedrungen. Die Dreisternehotels mit Schwimmbad, Bars, Läden und Diskotheken im Souterrain kleben an der Stadt wie ein neuer, selbstständiger Ort. Wenn jemals ein Ausländer außerhalb der Hotelzone auftaucht, hat er

sich verirrt. Die Einheimischen gehen dort nur zum Arbeiten hin. Die einzige Ausnahme sind eine Gruppe Jugendlicher und ein paar Immigranten. Sie halten die vier Lokale, die sonst zumachen müssten, das ganze Jahr über am Leben.

Von Adjis Wohnblock aus kommt man zu Fuß hin. Es sind ein paar Kilometer über die Felder. Adjì wohnt am Rand der Stadt, dort, wo die Straßen allmählich ausfransen und sich zwischen den Anbauflächen verflüchtigen. Ein bisschen weiter nördlich, direkt am Meer, liegen die Hotels. Zwischen den Hotels und dem Strand ist ein breiter hell beleuchteter Weg, gesäumt von Läden und Bars, und auf der anderen Seite der Straße sind die Gleise der Eisenbahn, die an der Küste entlang fährt, in die Adjì aber noch nie eingestiegen ist. Die Male, die er wegen seiner Papiere nach Mataró hat fahren müssen, hat ihn der Chef mit dem Auto mitgenommen. Es ist elf Uhr in einer fast sommerlichen Nacht. Adjì ist zwischen seinen Freunden nicht mehr zu erkennen. Sie laufen schweigend über die Felder, die Nacht verbindet sie. Alle vier tragen sportliche Sonntagskleidung, peinlich sauber, mit bequemen T-Shirts über weiten Hosen. Vergoldete Uhren am Handgelenk, Goldkettchen um den Hals, das glänzende Gold auf der schwarzen, mehligten Haut. Der Mond strahlt auf die Kleidung aus Polyester und lässt das Grün der Gemüsereihen in allen Schattierungen leuchten.

Von den Feldern aus gesehen gleichen die Hotels behäbigen Überseedampfern. Dahinter das feste, flache Meer. Es gibt Hunderte und Aberhunderte von Zimmern, und auf jedem Balkon brennt eine Lampe, Tausende von gelben Punkten, die Löcher in die Nacht bohren: die leuchtenden Löchlein einer neuen, vollständigen Stadt mit Zimmern an Stelle von Häusern. Ende Mai und am Wochenende sind die Hotels Überseedampfer, die im Hafen ankern, getrennt vom Land und von allem, was nicht Urlaub, Glück und Freizeit verheißt. Alle Kabinen sind besetzt.

Adjì zeigt seinen Freunden das Meer.

„Seht ihr“, sagt er, „die Kreuzfahrtsaison beginnt.“

Am Horizont ziehen gemächlich drei echte Kreuzfahrtschiffe vorbei, hintereinander, von Barcelona nach Marseille, so als seien sie Waggons ein und desselben Zuges. Träge, nicht aus der Ruhe zu bringen, luxuriös; ganz weiß, ganz weit weg von Adjìs Welt, so weit weg wie er von seiner Familie.

Hinter Adjì und seinen Freunden am anderen Ende der Felder auf der Nationalstraße ziehen die Scheinwerfer der Autos wie in einer Prozession vorbei. Neue Kleinwagen mit jungen Weißen am Steuer, wie sie am Samstagabend unterwegs in ihre Clubs.

Neben einer Tankstelle ragt das große leuchtende M von MacDonalds in den Himmel wie ein künstlicher Stern.

„Am Montag beginnt die Kohlernte“, sagt Adjì.

Die Sonne hat den ganzen Tag auf die Felder gebrannt. Jetzt haben sich die obere Erdschicht, die äußere Hülle des Lauchs und das Kartoffelkraut bereits abgekühlt, doch das Herz des Kohls ist sicher noch warm. Die Felder atmen die nächtliche Meeresluft, verdunsten und verdoppeln sich, ein warmer schwebender Duft, einen Meter hoch, so als spiegelten sie sich in der Himmelsplatte.

Adji geht voraus, damit er nicht das billige Parfüm seiner Freunde riechen muss. Er kann die Pflanzungen mit der Nase voneinander unterscheiden, er könnte mit geschlossenen Augen den Acker finden, auf dem er gerade arbeitet.

„Wie könnt ihr es nur den ganzen Tag eingesperrt in einer Werkstatt aushalten?“, fragt Musa.

„Sucht euch doch auch eine Arbeit draußen auf dem Feld.“

„Du setzt dich hin, fängst an zu arbeiten, und die Zeit vergeht wie im Flug“, sagt der andere.

„Die Hose, die ich an habe, ist aus der Fabrik, in der ich arbeite.“

Neben dem asphaltierten Weg steht eine Kapelle, in der eine Kerze brennt. Mohammed steckt die Nase zwischen die Gitterstäbe. Das fahle Licht zittert an den Wänden. Auf dem Boden glänzen Münzen wie am Grunde eines Sees.

„Er heiratet eine Weiße und nimmt dann auch noch dein Geld ...“

Ein Mofa kommt angefahren, überholt sie. Der Hintern eines weißen Mädchens, das sich an den vor ihm sitzenden Jungen klammert. Die Haare flattern, der Motor wird schließlich eins mit dem Gemurmel der Straße, so als hätte sich ein Vorhang aufgetan, hinter dem jetzt, weit weg, der Pulsschlag der Diskotheken zu hören ist und das Echo der feiernden Touristen in der Hotelmeile.

„Wird Lourd auch kommen, Adji?“, fragt Musa.

„Kommt Eli?“, antwortet Adji.

Die anderen beiden laufen mit gesenktem Kopf und Blick nach unten. Als sie schließlich die Hotels erreichen, fährt ein hell erleuchteter Reisebus vollbepackt mit Touristen an ihnen vorbei. Ein paar Reisende schlafen auf einem zusammengewickelten Kleidungsstück, was ihnen als Kissen zwischen Kopf und Scheibe dient.

Einen Moment später sehen sie denselben Reisebus am Bürgersteig stehen, wo die Touristen ihre Koffer entgegennehmen; Touristen aus dem Osten, weißer als weiß, wie Gespenster.

Als Adji in das Flugzeug einstieg, das ihn von Sierra Leone nach Belgien bringen sollte, hatte er noch nie mit einem weißen Menschen geredet. Er konnte nicht einen Satz auf englisch sagen. In Brüssel war er so verschreckt, dass er sich im Hotel einschloss. Nach zwei Nächten nahm er einen Zug Richtung Frankreich.

An der belgischen Grenze stieg er in einen Reisebus um, genauso groß wie der, der gerade die Touristen auslädt. Fünfzehn Stunden, eine weitere Grenze und viele Kilometer später kam er in Lloret de Mar an. Es war November. Lloret erschien ihm noch gespenstischer als Brüssel. Die Seeluft wehte durch Straßen mit geschlossenen Läden. Er ging seiner Nase

nach, gelangte zum Strand und legte sich auf den Sand. Dann arbeitete er drei Monate lang am Wochenende in einem Restaurant als Tellerwäscher.

Seitdem sind mehr als zehn Jahre vergangen. Inzwischen hat er in Gambia zwei Frauen, zwei Töchter und einen neu geborenen Sohn, aber er kann nicht weg von hier.

Das Cosmopolia, ein Schuppen in einer Nebenstraße, liegt abseits des gleißenden Lichts der Diskotheken an der Hauptstraße. Ohne Reklame, denn hier bemüht man sich nicht um neue Gäste. Die Musik, die nach außen dringt, ist nicht mehr aktuell, Songs aus der vorletzten Saison.

Treppen führen den Eingang hinunter, dunkel wie ein Wolfsrachen. Ein paar Schwarze stehen herum, rauchen noch eine, bevor sie hinuntersteigen oder sind kurz hochgekommen, um etwas Luft zu schnappen.

Die Touristen müssen oft vom Bürgersteig auf die Straße treten, um an ihnen vorbeizukommen. Milchigweiße, rotleckige Touristen in ärmellosen T-Shirts, um diese Uhrzeit noch im Familienverband: ein kleines Mädchen, der Vater mit durchtrainierten, tätowierten Armen von der Arbeit in der Werkstatt, der Bruder eine Eistüte in der Hand.

Ab einer bestimmten Uhrzeit defilieren die ersten unbemannten Mädchen, sechzehn, achtzehn Jahre alt, sie gehören zu denselben Familien, die soeben vorbeigekommen sind. Die Schwarzen stehen seelenruhig da, kommentieren nichts. Sie schauen den Mädchen hinterher. Manchmal hat eine zu viel getrunken.

Ganz selten kommt eine Familie schwarzer Touristen vorbei. Vielleicht aus Holland. Sie kleiden sich wie die Weißen, sind mit demselben Reisebus angekommen und bewegen sich wie Weiße, schieben die gleichen Kinderwagen, reden untereinander in der gleichen Sprache und schielen genauso argwöhnisch auf die Gäste des Cosmopolia wie die Weißen, egal wie schwarz das Kind im Kinderwagen ist.

Ein Tresen, ein paar Sessel und eine Tanzfläche, ein schlichtes Interieur, das bei Tageslicht vor keinem Auge bestehen würde. Gingen die Lichter an, würde man auf den Sesseln die Brandlöcher und die Flecken von Bier, Wein, Cocktails und Erbrochenem sehen. Man sähe an einigen Glastischen die fehlenden Ecken und die Sprünge, die abgewetzte Farbe auf den Barhockern, den Staub auf den Lampen und den Dreck in den Ecken.

Als Adji mit seinen Freunden unten ankommt, sucht er als erstes die Gambianer. Er entdeckt Sammid, der ein paar Felder weiter arbeitet. Irgendwann tauchen alle hier auf. Manchmal ist ein Neuer dabei, den man ihm vorstellt.

Die Freunde haben sich im Raum verteilt. Zwei stehen mit ihrem Glas am Tresen und stieren auf zwei magere Blondinen. Junge Mädchen in kurzen Röcken und roten Oberteilen. Bleich, was gleichbedeutend ist mit soeben angekommen. Vielleicht haben sie sich in der Tür geirrt, oder sie wollen sich tatsächlich hier amüsieren; Eintritt haben sie keinen bezahlt.

Die beiden Mädchen trinken, reden, lachen, und manchmal lassen sie ihre Blicke los. An der Leine wie zwei blaue Tierchen, die nachts ausgeführt werden. Die jungen, übermütigen Augen an einer keine zwei Meter langen Leine. Wenn sie nur ein klein bisschen länger wäre, würden sie auf die großen schwarzen Augen von Adji treffen. Die beiden Mädchen sind nicht die einzigen Weißen, vielleicht sind sie nicht einmal die einzigen Touristinnen, aber auf alle Fälle sind sie die jüngsten.

Musa tanzt mit Eli. Seine Augen sind geschlossen. Er braucht viel Raum: rudert mit den Armen, streckt sie hoch, geht in die Hocke, schwitzt, zeigt, wie stark er ist. Seine ausladenden Bewegungen lassen ihn über die anderen hinausragen. Er zwingt sich der Musik auf. Der Rhythmus folgt ihm und nicht er dem Rhythmus. Eli dagegen tanzt viel weicher. Sie ist eine Weiße, auch sie tanzt mit geschlossenen Augen, wer weiß in welcher Welt sie sich gerade aufhält, von der ihr Begleiter keine Ahnung hat.

Arm in Arm in einer Ecke, ausgestreckt auf demselben Sessel wie immer, rauchen und trinken Adji und Lourd. Sie sind nicht auf die Tanzfläche gegangen. Lourd, schon über vierzig, lacht in einem fort, sie hat lange, glänzend glatte kastanienbraune Haare.

Adji und Lourd kennen sich seit über einem Jahr, haben aber kaum mehr als fünf, sechs Sätze am Stück gewechselt. Auch ihre Telefonnummern haben sie nicht ausgetauscht. Adji kennt die Kassiererin im Supermarkt garantiert besser als die Frau in seinen Armen. Er weiß, dass sie einen erwachsenen Sohn hat, der bei ihr lebt. Deshalb können sie nicht zu ihr. Und er weiß, dass sie heute am Samstag nicht arbeitet.

Sie kommt nicht jede Woche, und sie ist nie vor ihm da. Immer steigt sie allein die Treppe hinunter und sucht in der Dunkelheit nach ihm.

Die beiden Freunde am Tresen schauen gelegentlich zu dem Pärchen hinüber. Mohammed lächelt: „Adji hat ganz schön Durst.“

„Dem geht's heute gut“, antwortet der andere.

Nach einer Weile stehen Adji und Lourd auf und verlassen das Cosmopolia.

Sie fahren ein Stück mit dem orangefarbenen Peugeot von Lourd, nicht weit, nur auf die andere Seite der Gleise und lassen dann das Auto zwischen den vier Pinien am Strand stehen. Im Winter steigen sie nicht aus, aber jetzt bei dem schönen Wetter legen sie sich hinter den Pinien auf den Sand und entladen sich.

Dann schlendern sie Arm in Arm zum Peugeot zurück. Lourd steckt den Schlüssel in das Zündschloss und lässt das Fenster herunter. Man hört die Wellen, die unterirdischen Bässe aus den Diskotheken, die Mikrofonstimme eines Sängers, dazu eine elektronische Orgel auf einer Terrasse. Das Echo in den Gebäudelücken und über den blauen Rechtecken der Swimmingpools öffnet ihn nach. Vom Auto aus sieht man ein direkt auf den Strand gebautes Hotel, genauso hell erleuchtet wie die an der Promenade. Das Wasser leckt an seinem Fundament: ein Betonblock halb im Wasser stehend, halb im Sand versunken.

Lourd tastet mit ihren Fingern nach dem Schlüssel, startet aber nicht. Sie streichelt Adjis Bein und sagt: „Du bist traurig.“

Er wiederholt die Worte im Kopf und befühlt seine Tasche. Der Umschlag ist nicht da. Da ist das Foto mit seinen beiden Mädchen. Er hat es Lourd noch nie gezeigt. Er überlegt, ob er es ihr jetzt zeigen soll, ob er ihr sagen soll, dass er nun einen Sohn hat, seinen ersten Sohn, und man ihm heute den Wochenlohn geklaut hat, was eine weitere Woche in Europa bedeutet.

„Was hast du denn, Adji?“

„Traurig“ ist nicht das richtige Wort. Gefühle ändern sich so schnell. Wie sie fassen? Er ist seit mehr als zehn Jahren hier, aber er hat nicht die Worte dafür.

Wer weiß, ob eine Weiße jemals spüren kann, was ein Schwarzer fühlt. Auch wenn er Lourd alle Gedanken, die ihm durch den Kopf gehen, auflisten würde. Es sind viele. Sein Sohn wird keinen Vater haben, wie er einen gehabt hat, ein anderer wird diese Rolle übernehmen müssen. Adjis Vater ist vor einem Jahr gestorben, als Adji damit beschäftigt war, Kartoffeln für die Weißen zu setzen. Man hat ihm den Wochenlohn gestohlen. Ein Marokkaner hat ihm den Wochenlohn gestohlen. Europa kann man nicht verstehen. Lourd kann man nicht verstehen. Was macht sie hier in ihrem Auto mit einem Schwarzen?

Es ist nicht normal, dass Saddam eine Christin zum Islam bekehrt, und es ist auch nicht normal, dass Lourd sich mit ihm im Cosmopolia trifft. Es ist nicht normal, dass Saddam eine Christin zum Islam bekehrt und auch nicht, dass er diejenigen ausnützt, die nicht so viel Glück haben wie er.

Wenn sich eine Weiße auf dich einlässt, ist sie nicht normal. Eine Weiße lässt sich nicht auf dich ein, um mit dir anzugeben.

Lourd schweigt, so als versuche sie, ihn zu verstehen. Adji auch. Und um hinter ihre Augen vorzudringen. Lourd hat weiche, volle braune Haare, wie keine Afrikanerin sie je haben könnte.

Er hat nicht die Zeit gehabt, seinen Vater richtig kennenzulernen, bevor er nach Europa ging. Nicht die Zeit, ihn zu sehen, wie ein Erwachsener seinen Vater sieht und beurteilt. Man ließ ihn ins Flugzeug einsteigen. Das Ticket bezahlte ihm die Familie, denn alle wünschen sich einen reichen Verwandten. Adji war neunzehn, er war damals glücklich, vor seinem Vater fliehen zu können, aber noch ist er nicht ganz fort von ihm.

Im Seitenspiegel sieht er seine hervortretenden Adern an den Schläfen. Seine Muskeln sind angespannt.

„Gehen wir“, sagt er und nimmt abrupt seine Hand von Lourds Schenkel.

Sie fährt sofort los, zurück zur hell erleuchteten Promenade mit den Palmen und voller braungebrannter Touristen, keiner der beiden sagt ein Wort.

Er würde hier alles aufgeben und in seine Heimat zurückkehren. Gambia ist arm, aber auch wieder nicht so arm. Man kann dort überleben, seine Eltern haben überlebt und all seine Vorfahren auch. Was wollen sie hier, die Afrikaner? Was die Weißen haben, gehört den Weißen, sie haben es sich verdient.

Adji hat kein Geld mehr, Lourd lädt ihn auf einen weiteren Drink ein. Es ist halb fünf Uhr morgens, und schläfrig liegen sie sich in den Armen.

Eli und Musa sind ebenfalls für kurze Zeit verschwunden.

Die zwei anderen haben sich ein bisschen mit den beiden Blondinen unterhalten können, sie haben etwas getrunken, und dann sind die Mädchen gegangen. Kinder noch, aber man muss es versuchen. Nun sitzen Eli und Musa gelangweilt am Tresen und hören Musik.

Schon seit geraumer Zeit steigt niemand mehr die Treppe herunter. Die Diskothek leert sich allmählich. Die kreisenden Lichtflecken bewegen sich wie Überwachungsscheinwerfer. Auf der Tanzfläche ist niemand mehr.

„Ich gehe jetzt“, sagt Lourd, zieht Adjis Kinn zu sich heran und gibt ihm einen Kuss auf den Mund.

Jetzt lässt vor lauter Müdigkeit die Leidenschaft nach, aber Adji würde das, was er nicht hat, dafür geben, die wenigen verbleibenden Stunden dieser Nacht in den Armen von Lourd zu verbringen.

Er fragt sie: „Kommst du am Samstag?“

Sie antwortet, sie wisse es noch nicht. Das hat er sie noch nie gefragt.

Ein Polizeiauto mit Blaulicht steht, noch weit weg, am Rand des asphaltierten Weges zwischen den schwarzen Feldern, die Scheinwerfer sind angeschaltet, die Innenbeleuchtung brennt. Das diffuse Misstrauen der Weißen gegenüber den Schwarzen unterscheidet sich wohl kaum von dem der Schwarzen gegenüber den Weißen. Deshalb trifft sich Adji am Samstag mit seinen Leuten, deshalb warten sie aufeinander, um zusammen in die Disko und nach Hause zu gehen, so wie zuvor die beiden blonden Touristinnen.

Besser man ist zusammen. Man hat vieles gehört, einige Fälle aus dem Fernsehen, von anderen direkt. Nicht nur von Messerstechereien vor der Disko, von ins Meer geworfenen Schwarzen oder Schlägereien in einer Gasse. Das spurlose Verschwinden eines Immigranten ist das Ende vom Lied. Obwohl Adjì schon seit Jahren legal hier lebt, besteht seine Welt aus einem Dutzend Bekannter aus dem Block, in dem er wohnt, einem halben Dutzend Straßen, vom Platz zum Internet-Tele-Café, dem Weg von der Stadt zum Feld an der Bar vorbei, in der Mamadú arbeitet, dem Supermarkt und der Moschee und samstags dem Cosmopolia. Seine Heimat ist sehr weit weg.

In so einer Nacht von Samstag auf Sonntag könnte einer Motorradgang oder betrunkenen Weißen, die in Grüppchen aus der Disko kommen - vielleicht sind sie arbeitslos, arme Schlucker oder aber Jugendliche, die von allem zu viel haben - nichts Besseres passieren, als dass ihnen irgendein wehrloser Hund oder ein Araber oder Schwarzer über den Weg läuft. Und jetzt noch die Polizei.

„Was wollen die?“

„Sie warten auf Betrunkene“, sagt Adjì. „Auf die Weißen, die die Nationalstraße umfahren, um nicht in eine Mausefalle zu geraten. Heute fangen sie sie hier ab.“

„Vielleicht haben sie Eli oder Lourd angehalten.“

„Vielleicht.“

Sie kommen näher. Eine Tür des Autos steht offen. Davor hat sich ein Polizist mit einem gelb leuchtenden Stab postiert. Der andere Polizist hat gerade seinen Hosenladen zugemacht und steigt wieder ins Auto. Nun sieht es so aus, als würde er über Funk reden.

„Kennst du sie?“, fragt Musa.

Adjì schüttelt den Kopf.

„Komm, lasst uns einen anderen Weg gehen.“

„Es gibt keinen anderen. Und die bringen es fertig und bleiben bis morgen früh um acht da stehen.“

Niemand macht mehr den Mund auf. Sie greifen in ihre Tasche, um zu überprüfen, ob sie ihre Papiere dabei haben.

Das blauweiße Polizeiauto steht am Wegesrand. Adjì geht voraus. Ohne es zu merken, laufen sie jetzt im Gänsemarsch. Nacheinander treten sie in den Lichtkegel ein, den die Scheinwerfer auf den Asphalt und den Feldrand werfen. In der Ferne sieht man die Kapelle mit dem zitternden Kerzenlicht im Fensterchen. Alle vier vermeiden den Blick zum Auto.

Als sie bereits vorbei sind, schlägt die Tür auf.

„Hey!“, sagt der Polizist.

Sie bleiben stehen, drehen sich um. Der Polizist, der im Auto saß, ist ausgestiegen. Es sind zwei junge, große, muskulöse Männer, offensichtlich war ihnen warm, denn sie haben ihre Mützen abgesetzt, ihre Haare sind sehr kurz.

„Wo geht ihr hin?“

„Schlafen“, antwortet Adji wie immer lächelnd.

„Kommt ihr von den Hotels?“

„Ja“, lächelt Adji wieder. „Aus der Disko.“

„Die vergnügen sich mit den Touris“, sagt der andere Polizist. „Und wir hängen hier rum.“

Der mit dem gelben Lichtstab gibt ihnen ein Zeichen.

„Herkommen.“

Alle vier gehen auf sie zu. Er wäre praktischer, einen Zettel auf der Stirn zu tragen, auf dem steht: „Legal“.

„Ausweis.“

Aber jetzt schüttelt der andere Polizist den Kopf, zeigt mit dem Leuchtstab auf den Wagen und sagt mit erhobener Stimme:

„Zum Auto. Die Hände aufs Auto“, er dreht sich zu seinem Kollegen. „Die haben irgendetwas in den Taschen.“

Alle vier gehorchen. Sie legen die Hände aufs Blech. Einer auf den Kofferraum, zwei aufs Dach und Adji auf die noch warme Kühlerhaube. Ein Polizist tastet sie ab, während der andere am Straßengraben steht. Vielleicht hat er seine Hand an der Pistole. Sie suchen Rauschgift. Das ist normal. Schwarze, die aus der Hotelzone kommen.

Der Polizist, der Adji durchsucht, ist kaum älter als zwanzig. Adji spürt seine kräftigen Hände, seine harten Finger; er verbringt sicher viel Zeit im Fitness-Studio. Von hinten greift ihm der Polizist an die Brust, unter die Arme, betastet seine Rippen, seinen Hintern, Beine, Socken, Schuhe, mit derselben Schamlosigkeit, mit der er ein Stück totes Fleisch walken würde.

„Scheißkerl“, murmelt Adji zwischen den Zähnen.

Die Schweinwerfer strahlen die grauen Plastikbahnen auf den Feldern an. Eine Brise vom Meer streift ihren Nacken.

„Und was ist das?“, fragt der Polizist auf einmal, als er bei Mohammed angekommen ist. Er tritt einen Schritt zurück. „Geh vom Auto weg, Hände nach oben, Hände hoch, habe ich gesagt.“

Die anderen schielen nach ihm. Der zweite Polizist hat seine Pistole gezogen.

Mohammed ist angespannt wie ein Drahtseil. Er steht mit dem Gesicht zum Auto, aber im Abstand von ein paar Metern. Er ist rückwärts gegangen. Der Polizist steckt die Hand in seine Hosentasche und holt einen Stein in der Größe einer Faust heraus. Er lächelt in Richtung seines Kollegen.

Warum hat dieser Dummkopf ihn nicht weggeworfen?, denkt Adji.

Der Polizist steckt die Hand in die andere Hosentasche und holt noch einen Stein heraus.

„Und das?“

Mohammed braucht eine Weile, ehe er antwortet.

„Ein Spiel ... Ein Spiel.“

„Ein Spiel, das man bei uns zu Hause spielt“, sagt Adji.

Der andere nickt.

Der Polizist wirft erst den einen Stein, dann den anderen weit weg ins Feld hinaus. Adjis Blick folgt dem Flug der Steine. Die Treibhäuser sind aus Glas, zwei oder drei werden kaputt gehen.

„Komm, lassen wir's dabei“, sagt der andere Polizist.

Der Polizist schüttelt den Kopf. Er tastet schnell den letzten Schwarzen ab.

Der Kollege steckt seine Pistole wieder ein.

„Sie sollen verschwinden“, sagt er. „Los, auf, verschwindet.“

Alle vier setzen ihren Weg mit gesenktem Kopf fort, schweigend, ohne sich umzudrehen.

Nach fünf Metern brummeln sie Schimpfworte vor sich hin.

Fünfzehn Meter weiter fangen sie an zu lachen.

Einen Kilometer weiter bücken sie sich und sammeln wieder Steine auf.

Bald wird der Tag anbrechen. Der Platz wirkt wie ein geschlossener Laden, ein leeres Geschäft mit brennendem Licht.

Als der Ibiza losfährt, verabschiedet sich Adji mit einer Kopfbewegung von seinen Freunden, dreht sich um und betritt das Treppenhaus, aber noch steigt er nicht hoch, um ins Bett zu gehen. Er setzt sich auf die erste Stufe. Die Fahrräder schlafen angekettet, die Lenkstangen zwischen dem Treppengeländer.

Das Auto seiner Freunde fährt rückwärts. Er hört es in den kurzen Straßen: Es beschleunigt, biegt um eine Ecke, bremst. Einen Augenblick später hält es und bleibt im Leerlauf.

Die Stadt ist geschrumpft. Kein Laut. Ab und zu, in der Ferne, ganz schwach, ein Auto auf der Nationalstraße. Sonst nichts. Die Steine zertrümmern die Fenster des Internet-Tele-Cafés, beim Auftreffen auf dem Boden zerspringt das Glas in kleine Splitter.

Aus dem Katalanischen von Monika Lübcke